

Editorial

Nicht-Wissen hat einen denkbar schlechten Ruf. Würde Immanuel Kant heute leben und zu seinem Fernsehpublikum sprechen, würde er wohl immer noch darauf beharren, dass wir uns gefälligst unseres Verstandes bedienen sollten anstatt wie die Idioten schulterzuckend zu bekennen, dass wir nun einmal nichts wissen. Er wäre nicht der Einzige. Vom Zwang zum life-long learning über die mediale Strahlkraft von Experten bis zur Ratgeber-Weisheit, dass Intelligenz sexy sei, durchzieht ein hartnäckiger Diskurs von der Tugend des Wissens unsere Gesellschaft. Daher sollte uns auch der kulturkritische Einwand, dass das Fernsehen dem Nicht-Wissen doch breiten Raum gewähre, nicht zu der Geste verführen, das Wissen auf unserer Seite und das Nicht-Wissen bei den anderen zu verorten. Schließlich ist diese Geste zuallererst die geheime Erkennungsmarke jener, die aus einem durch mehrere Zugangskontrollen gesicherten und mit Sprachrohren verschiedener Stärkeklassen und Kaliber ausgestatteten akademischen Raum heraus agieren.

Die Grenzlinie zwischen den beiden Territorien des Wissens und des Nicht-Wissens nimmt einen anderen, verschlungeneren Verlauf als die immer bloß imaginäre Linie zwischen »uns« und den anderen. Eine mögliche These dazu haben Robert Proctor und Londa Schiebinger in einem Sammelband mit dem schönen Titel *Agnotology* formuliert: Die Trennung von Wissen und Nicht-Wissen ist ein Machteffekt – sie ist politisch.¹ Sei es, dass bestimmten sozialen Gruppen der Zugang zur Bildung verwehrt wird, sei es, dass das Heilwissen von Indianern keinen Eingang in die westliche Medizin findet, sondern in die Einsamkeit des Nicht-Wissens hinausgestoßen wird, sei es, dass wissenschaftliche Gutachten in Schubladen vermodern, weil sie die Meinung der Mächtigen nicht decken, oder sei es schließlich, dass durch endlose Spiele einer nur noch zynischen Kritik politisch motivierte Zweifel an Tatsachen wie der Klimaerwärmung medial am Kochen gehalten werden (wie Bruno Latour monierte).² In all diesen Fällen ist die Trennlinie von Wissen und Nicht-Wissen eine durchaus künstliche. Sie ist die immer nur ideologische Demarkation zwischen mächtigem Wissen und willentlich erzeugtem angeblichem Nicht-Wissen. Mit allem Recht unterliegt sie daher der Kritik der Aufklärung, wie sie Kant 1784 in einem gelehrten Journal formuliert hat.³

Doch damit ist der Beunruhigung, die die Trennung von Wissen und Nicht-Wissen im Raum des Wissens selbst auszulösen vermag, noch nicht Rechnung getragen. Zum einen könnte jeder und jede spätestens seit Max Weber wissen, dass wissenschaftliches Wissen immer »veralten« muss, ja notwendig in Nicht-Wissen überführt werden wird: »Wissenschaftlich [...] überholt zu werden, ist«, so Weber,

»nicht nur unser aller Schicksal, sondern unser aller Zweck.«⁴ Zum anderen ist das prekäre, wechselvolle Verhältnis von Dogma und Häresie, von Validierung und Entwertung von Wissen, sind die unaufhörlichen Prozesse der Kanonisierung von Wahrheiten und ihre spätere Stigmatisierung als durchschaubarer Irrtum, der dauernde Zwang zur Unterscheidung zwischen akzeptablen Thesen und bloßer Spekulation, zwischen soliden Wissensbeständen und dummem Zeug konstitutiv für jedes Wissen. Die Trennung von Wissen und Nicht-Wissen gehört zur Sisyphusarbeit aller Akteure des Wissens. Hörten sie auch nur einen Moment auf, den Stein der Weisen nach oben zu tragen, wären sie bald schon selber Opfer einer Verschiebung der Grenze und sähen sich mit einem neuen Definitionsmonopol konfrontiert. Wenn man mitten in diesen Turbulenzen steckt, kann es also richtig ungemütlich werden.

Wissen unterliegt dem Zwang, sich permanent gegen den Schatten des Nicht-Wissens zu wehren, es ist von einer Anstrengung gezeichnet, die ebenso notwendig wie vergeblich ist. Thomas Kuhn hat den konservativen Zug der Wissenschaft, sich so lange wie möglich gegen neue, verunsichernde Erkenntnisse abzuschotten, mit dem Begriff »Paradigma« belegt. Das Paradigma ist gleichzeitig Bollwerk gegen veraltetes wie neues Nicht-Wissen, also gegen überwundene Anschauungen und die Häresien der Jungen. Man muss nicht unbedingt der Auffassung sein, dass damit die Entwicklungsdynamik wissenschaftlichen Wissens schon hinreichend begriffen sei, aber man kann seit Kuhn doch mit guten Gründen vermuten, dass sich das Wissen nicht laufend in Richtung einer immer größeren Gewissheit fortpflanzt, weil es einer permanenten »Falsifizierung« (Popper) unterworfen werde. Im Gegenteil: Das Wissen mag es nicht, falsifiziert zu werden, und Wissenschaftler kennen ein paar Tricks, sich gegen diese Zumutung zu wehren. Ihre ständige Definitionsarbeit aber hat nicht zuletzt den Effekt, die Ignoranz der Akteure des Wissens gegenüber den Grenzen ihres Wissens zu steigern: Wer die Grenzen des Wissens verteidigt, neigt dazu, sein eigenes zu überschätzen. Wissensträger wissen immer weniger, was sie nicht wissen können, je erfolgreicher ihre Definitionsarbeit ist.

Diesen Umstand sollte die Wissensgeschichte ernst nehmen und immer auch eine Geschichte des Nicht-Wissens mitschreiben. Nur so kann sie sich vom Schießscharten-Blick der Akteure des Wissens befreien und der Verlockung widerstehen, sich einfach ins Innere der Festung zurückzuziehen und sich dort ganz den Regeln des verteidigten Wissensfeldes zu unterwerfen. Nur der Blick auf die Arbeit am Bollwerk lässt erkennen, wie Festungen gebaut, belagert, vom Nachschub abgeschnitten und schließlich eingenommen und umgenutzt werden.

David Gugerli und Philipp Sarasin, im Juni 2009

Anmerkungen

- ¹ Robert N. Proctor; Londa Schiebinger: *Agnotology. The making and unmaking of ignorance*, Stanford, London 2008.
- ² Bruno Latour: *Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang*, Zürich-Berlin 2007.
- ³ Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«, in: *Berlinische Monatschrift*, Dezember 1784, S. 481–494.
- ⁴ Max Weber: »Wissenschaft als Beruf«, in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von Johannes Winckelmann, Tübingen 1988, S. 582–613, hier S. 592.